

1. Café am Mittwoch, 10. Oktober 2007

Zeitzeuginnen: Begzada Alatović und Barbara Martin

Moderatorin: Bosiljka Schedlich

Veranstalter: Stiftung **ÜBERBRÜCKEN**

(gekürzte Fassung des Gesprächs)

Willkommen zum ersten Café am Mittwoch.

Im ersten Teil werden heute zwei Frauen sprechen. Danach können auch Sie aus dem Publikum Fragen stellen oder das erzählen, was für Sie zu diesem Thema wichtig ist.

Wie sind wir zu dieser Art von Veranstaltungen gekommen?

Als Menschen vor dem Krieg flohen und zu uns kamen, versuchten wir, mit Kultur ihrem Vertrauensverlust zu begegnen. Sie brauchten mehr, konkrete Hilfe und Schutz, Therapie, Beratungen, Bildung. Nach 16 Jahren ist die Unterstützung von Opfern des Krieges in den 90er Jahren auf dem Balkan immer noch erforderlich, und es wird auch so bleiben. Ohne Worte ist vieles auf die nächste Generation übergegangen. Auch Kinder, die hier geboren sind, leiden an Angststörungen, wie ihre Eltern.

Die Menschen haben in Gruppen von ihren schlimmen Erfahrungen erzählt. Dadurch konnten sie lernen, mit ihrem Trauma leichter zu leben und sich wieder des Lebens zu freuen. Unter uns leben jedoch noch viele Menschen, die noch keine Chance hatten, über ihre Erfahrungen zu sprechen. Obwohl der Film mit den Erfahrungen immer wieder in Gang gesetzt wird und sie das sehen, was sie im Zweiten Weltkrieg erlebt haben. Wir haben das gehört von Flüchtlingen, die uns ihre Geschichte erzählten. Alte Menschen erzählten über den Zweiten Weltkrieg und nicht über den Krieg in den 90er Jahren. Sie schienen durch die ersten traumatischen Erlebnisse so verändert, dass für die Aufnahme eines neuen Traumas kein Raum mehr vorhanden war. Ein alter Mann aus Srebrenica sagte immer wieder: Das damals war Krieg, aber das jetzt war eine Naturkatastrophe. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass Sprechen den Menschen gut tut, als ob sie das Gift nach außen abgeben würden. Sie befreien sich von den Geistern, die in ihren Alpträumen den Krieg immer wieder zurückbringen.

Wir wollten diese positive Erfahrung auch in Bosnien umsetzen, haben aber festgestellt, dass dort so kurz nach dem Krieg noch viel Angst herrscht und Menschen sich nicht trauen, offen über das zu sprechen, was ihnen widerfahren ist. Die Täter sind auch noch da, und sie sind immer noch bewaffnet. Deshalb sollten die Zeitzeugen dort über den Zweiten Weltkrieg und die Zeit danach sprechen, persönlich und unabhängig davon, auf welcher Seite sie damals gestanden haben. So konnten frühere Partisanen aber auch Menschen, die auf Seiten der faschistischen, nationalistischen Organisationen oder sogar bei der deutschen SS gekämpft haben, von sich erzählen. Es wurde dann jedoch auch über die neuen Ereignisse gesprochen. Das Ausgesprochene kann man nicht mehr zurückholen und es motiviert zum weiteren Erzählen, unter den Nachbarn, in den Schulen oder auf der Strasse. Warum ein Café am Mittwoch hier in Berlin?

Wegen der Menschen, die hier in Berlin leben, die gerade aus den Kriegen mit ihren frischen Wunden kommen. Und wegen der Deutschen, die ganz viele Wunden aus dem Zweiten Weltkrieg in sich tragen. Wir hoffen, dass dieses Sprechen zu mehr Verständnis füreinander beitragen wird. Und dass die Einsicht wächst, dass Kriege stets Tragödien aller Beteiligten sind. Uns geht es um Menschen als Personen, die

Opfer des Krieges sind, unabhängig davon, ob sie in Bosnien oder in Deutschland in einem Lager waren, ob sie aus Ostpreußen vertrieben wurden, aus Ostbosnien oder Afrika.

Ich darf Ihnen nun unsere ersten Zeitzeuginnen vorstellen:

Begzada Alatovi□, die in vielen Bereichen in unserem Verein aktiv ist - Patenschaften, Öffentlichkeitsarbeit, Interkultureller Garten auf dem Gelände des Gleisdreiecks. Sie kommt aus Bosnien, wo sie in den 90er Jahren den Krieg erlebt hat.

Barbara Martin ist ebenfalls hier sehr aktiv, ehrenamtlich. Sie, geboren 1941, war ein Kind im Zweiten Weltkrieg.

Begzada war 29 Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Wie konnte dieser Krieg mitten in Europa ausbrechen, obwohl doch nach 1945 gesagt wurde: 'Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus'. Begzada, wie war Dein ganz persönliches Leben vor dem Krieg? Wo bist Du in die Grundschule gegangen und wie war der erste Tag dort?

Begzada Alatovi□: Ich bin 1962 in der Stadt Modrica geboren, da bin ich zur Schule gegangen und habe auch meine Berufsschule abgeschlossen. Dort habe ich meine ganze Jugend verbracht, mit meinen Nachbarn und meinen Freunden aus der Schule. Wir haben in dieser kleinen Stadt glücklich miteinander gelebt, Serben, Kroaten und Muslime. Als der Krieg ausgebrochen ist, habe ich fast den Verstand verloren, dass so etwas überhaupt bei uns in Modrica passieren konnte.

Was hatte sich verändert?

Begzada Alatovi□: Vor dem Krieg war ich politisch sehr aktiv. Ich war unter anderem Vorsitzende in der Jugendorganisation und habe vor dem Krieg ca. 7 Jahre in einem kleinen serbischen Dorf gearbeitet. Es war ein ganz normales Leben und ein schönes Zusammenarbeiten, ich konnte mir gar nicht vorstellen, dass uns irgendetwas auseinander bringen könnte. Aber in den letzten Monaten vor dem Krieg hatte sich eine Stille ausgebreitet, die Leute sind ganz anders geworden.

Wie anders?

Begzada Alatovi□: Als ich da angefangen hatte zu arbeiten, waren die Leute glückliche Menschen. Man hat über viele Dinge miteinander gesprochen, zusammen gegessen und getrunken. Auf einmal konnten sie einem nicht mehr in die Augen sehen, und ich hatte immer das Gefühl, als hätte ich etwas Falsches getan. Das habe ich aber erst hinterher gemerkt, nachdem ich eine Antwort für mich gefunden habe, woran das liegt. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, dass die Leute auf einmal andere Wege gehen könnten. Ich wurde von ihnen angegriffen und mit Steinen beworfen. Das war kurz vor dem Krieg. Ich habe dann eine andere Arbeit in der Stadt gesucht.

Gab es einen Streit zwischen Dir und Deinen Kollegen?

Begzada Alatovi□: Nein, eigentlich nicht, wir hatten keinen Streit.

Hast Du sie nicht gefragt, was los sei?

Begzada Alatovi□: Nein, das habe ich nicht. Ich konnte das einfach nicht glauben. Ich habe gemerkt, da passiert etwas. Aber das wurde mir erst später richtig bewusst. Man will es anfangs nicht richtig wahrhaben und ich will es heute immer noch nicht wahrhaben, dass so etwas passieren konnte, nach allem, was wir vorher gemeinsam erlebt hatten. Ein ganz normales modernes Leben und die Arbeit, wo man sich täglich getroffen und auch über ganz private Sachen gesprochen hat. Und auf einmal ist alles zerbrochen. Es ist heute immer noch so, wenn ich zurück nach Bosnien fahre, dass viele mir nicht in die Augen sehen können. Nur wenige sind meine Freunde geblieben.

Schämen sich diese Leute?

Begzada Alatovi□: Kann sein, ich weiß es nicht. Man redet nicht darüber. Wir haben später, nach dem Krieg, ein Projekt in Modrica, in einer Schule, wo die Mehrheit Serben sind, durchgeführt. Ich habe Kontakt zum Direktor und zu meinem ehemaligen Lehrer aufgenommen. Nur einer von den Lehrern hat dann gesagt, dass der Krieg ein Fehler gewesen sei, aber das Leben ginge schließlich weiter. Für ihn vielleicht, aber für mich war es schlimmer.

Wann wurde zuerst geschossen?

Begzada Alatovi□: Es hat in verschiedenen Städten angefangen, aber in unserer Stadt haben wir nicht geglaubt, dass der Krieg auch bis zu uns kommt. Aber 1992, eines Morgens ganz früh um 5 Uhr, hat das Telefon geklingelt. Mein Mann hat bei der Polizei gearbeitet und man hat uns gesagt, dass Soldaten aus Serbien gekommen seien. Und dass die Polizeistation besetzt sei und wenn er käme, müsste er mitarbeiten. Das hat er aber nicht gemacht. Dann wurden in der Stadt auf dem Bezirksamt, auf der Polizeistation und in den öffentlichen Gebäuden überall Fahnen von Tschetniks und Serben aufgehängt.

Hätte man das verhindern können?

Begzada Alatovi□: Nach den ersten politischen Gesprächen zog sich die Armee erst einmal zurück und wir glaubten, wir hätten das Schlimmste verhindert. Aber es herrschte eine Stille in der Stadt, die einem Angst machte, und die meisten Frauen sind weggegangen und nur die Männer blieben in der Stadt. Und kurze Zeit später wurde geschossen. Dann hat man mit Hilfe kroatischer Soldaten die serbische Armee wieder zurückgedrängt. Die kamen dann aber 10 Tage später mit Flugzeugen wieder zurück. In diesen Tagen habe ich dann auch meinen Mann verloren. Als ich nach 10 Tagen nach Hause kam, konnten wir seine Leiche nicht finden.

Du bist mit Deinem kleinen Sohn gegangen.

Begzada Alatovi□: Ja, mein Sohn war damals 3 ½ Jahre alt. Wir sind in einem LKW-Konvoi geflüchtet. Die ganze Stadt war in Panik. Während der Flucht wurden wir von

Flugzeugen bombardiert. Wir sind doch in die nächste größere Stadt gekommen, von dort sind wir nach Kroatien gegangen.

Und wann bist Du nach Berlin gekommen?

Begzada Alatovi: Ich bin 1991 nach Berlin gekommen, kurz nach diesen Erlebnissen.

Du bist immer wieder nach Bosnien zurückgefahren, um Deinen Mann zu suchen.

Begzada Alatovi: Zurückkehren konnte ich nicht, wegen meines Aufenthaltes hier in Deutschland, aber ich habe über das Rote Kreuz nach meinem Mann gesucht. Er war über 6 Jahre vermisst. Es gab viele Nachrichten, dass er in verschiedenen Lagern gewesen sei, aber man konnte ihn nicht finden. 1997 wurde in Modrica ein Massengrab geöffnet und dort wurde dann die Leiche meines Mannes gefunden. Ich bekam mit Hilfe von *südost* von der Ausländerbehörde eine Ausnahmegenehmigung und konnte für 10 Tage nach Modrica fahren. Ich habe die Leiche meines Mannes identifiziert und ihn beerdigt.

Die Flüchtlinge in Berlin durften ihren Aufenthaltsort hier nicht verlassen und sie durften auch nicht arbeiten. Sie wurden in Sammelunterkünften untergebracht und mussten von Sozialhilfe leben. Und sie litten darunter, dass ihnen auch diese Würde genommen wurde, ihren eigenen Lebensunterhalt zu verdienen. Ihnen wurde vorgehalten, welche Kosten sie verursachten. Man hat auf politischer Ebene diesen Fehler inzwischen eingesehen. Das ist einer der Missverständnisse dieser Welt. Jemand, der geflüchtet ist, glaubt, die Welt würde ihn umarmen und ihn verstehen, denn ihm ist Unrecht angetan worden. Dem ist aber nicht so. Wie hast Du Dich gefühlt, als Du nach Berlin gekommen bist?

Begzada Alatovi: Als ich nach Berlin kam, war ich erst einmal sehr überrascht. Es war sehr schwer anfangs, weil ich die Sprache nicht sprechen konnte, und es gab nur wenige Leute, die mir helfen konnten. Für mich war es auch ein schreckliches Gefühl, als ich mich das erste Mal beim Sozialamt melden musste. Was die Menschen angeht, ich habe gute Leute getroffen, die mir geholfen haben und mir einen Ort gegeben haben, für mich und meinen Sohn. Ich hatte Mut, verschiedene Sprachkurse zu besuchen und zu lernen. Ich bin jetzt in Berlin angekommen, aber ich habe trotzdem noch den Wunsch, wieder zurückzukehren. Aber immer wenn ich in Bosnien bin, sehe ich, dass ich dort verloren bin, die Leute von früher, die sind nicht mehr da. Alles was ich jetzt habe, ist hier in Berlin.

Das ist jetzt nur ein Bruchteil von dem, was Begzada uns aus ihrem Leben erzählen könnte. Vielen Dank für Deine Geschichte.

Barbara, Du warst ja ein kleines Kind als der Krieg ausbrach, aber Du hast noch eine Erinnerung an die Kriegszeiten.

Barbara Martin: Ich bin 1941 geboren, im Westen Deutschlands. Ich war also bei Kriegsende 4 Jahre alt, bewusste Erinnerungen daran habe ich kaum noch. Einiges hat sich jedoch in mein Gedächtnis eingegraben. Da war zunächst die Entwurzelung,

die ich als Kind mit meinen Eltern zusammen erlebt habe. Entwurzelung hieß, dass unsere Wohnung in Kassel zerbombt wurde und wir da nicht mehr hin konnten. Kassel ist 1943 schon sehr stark bombardiert worden und dabei wurde auch die Wohnung meiner Eltern zerstört. Danach sind wir dann sozusagen herumgezogen, d. h. wir haben irgendetwas gesucht, wo wir Unterschlupf finden konnten und wo man wieder Fuß fassen konnte. Ich habe gerade vor einigen Tagen mal festgestellt, dass ich in den ersten 10 Jahren meines Lebens 9 Umzüge und Wechsel von Umgebungen erlebt habe. Auch wenn ich das als Kind nicht so realisiert habe, ist es doch eine Schwierigkeit, sich immer wieder auf neue Menschen und neue Orte einzustellen. Dann kam noch die Abwesenheit meines Vaters hinzu, der seit 1941 Soldat war. Ich hatte noch einen Bruder, der etwas älter war, und somit war ich als Kind nicht ganz allein. Später kam noch die Abwesenheit meiner Mutter hinzu. Sie ging 1943 nach Hamburg, um ihre Ausbildung als Volksschullehrerin zu beenden, und musste ihre beiden Kinder in Kassel zurücklassen. Meine Mutter hatte damals eine junge Frau als Hilfe bei sich, die für ein halbes Jahr bei uns eine Art Arbeitsdienst ableistete. Das war die Tochter eines Försters in der Nähe von Kassel, und die bat meine Mutter, mit uns Kindern nicht in Kassel zu bleiben, sondern zu ihren Eltern zu gehen, um diese zu unterstützen. Mit dieser Entscheidung waren wir Kinder natürlich sicherer aufgehoben, als wir es in Kassel gewesen wären.

Ich denke, dass so eine lange Abwesenheit der Mutter sowie die Bombenangriffe auf Kassel ihre Spuren bei mir hinterlassen haben. Auch wenn ich kaum Erinnerungen an diese Zeit habe, weil ich erst 2 Jahre alt war. Sicher haben sich da auch die Ängste meiner Mutter ganz direkt auf mich übertragen. Ängste, was mit ihr und mit uns Kindern und auch mit ihrer Mutter bei den vielen Bombenangriffen passieren wird. Ich bin bis zum heutigen Tage sehr glücklich darüber, dass ich den Zweiten Weltkrieg nicht mit seiner ganzen Brutalität und Grausamkeit erleben musste.

Ich habe eigentlich erst die Nachkriegszeit bewusst wahrgenommen. Wir waren in einem damals sehr kleinen Ort in Westfalen untergekommen und standen an der Grenze zum Hungern, obwohl meine Mutter Lehrerin war. Das waren die Jahre 1946/1947, wo es einem richtig schlecht ging, wenn man nicht gerade Bauer war und selbst etwas anbauen konnte. Mein Bruder hat einmal mit ca. 6 Jahren von meiner Großmutter zum Geburtstag ein Päckchen Brot geschickt bekommen, das muss 1946 gewesen sein. Meine Mutter konnte das Hungern dadurch etwas lindern, dass sie in einem kleinen Garten, den uns die Pfarrersfamilie abgetreten hatte, bei der wir wohnten, Obst und Gemüse für die Familie anbaute. Es spielte auch sicherlich eine Rolle, dass wir Kinder den ganzen Tag in dem Ort herumgestromert, über jeden Zaun gesprungen und auf jeden Baum geklettert sind, und uns so unsere Vitamine organisiert haben. Meine Mutter war damals die ausgezehrtste von uns allen, was man noch auf Fotos sehen kann. Auf einem Klassenbild habe ich die Kinder aus der Klasse meiner Mutter gezählt und bin auf 60 gekommen. Das war für meine Mutter sicher eine sehr schwierige Zeit.

Ich mache jetzt mal einen Sprung. Was für mich Krieg bedeutete, das zeigte sich dann ganz besonders in Köln. Meine Eltern sind mit uns 1951 nach Köln gezogen. Wir machten 1950 einen Schnupperbesuch dort. Köln war ja, genau wie Kassel auch, eine sehr stark bombardierte Stadt. In Kassel war ich noch zu klein, um die Außenwelt bewusst wahrzunehmen. Aber dann in Köln die Trümmerlandschaft zu sehen, war wirklich ein Schock für mich. Das hat bis heute angehalten und prägt mein Bild vom Krieg, egal wo er auch stattfindet, die eigene Erfahrung ist immer sehr präsent.

Das andere auch, das Fehlen von Heimat?

Barbara Martin: Ja, auch. Aber Heimat war für mich eher etwas Abstraktes. Viel konkreter war, dass die äußeren Umstände und die Menschen immer wieder gewechselt haben. Zum Beispiel meine jeweiligen Freundinnen, immer wieder bin ich aus vertrauten Umgebungen herausgerissen worden und musste mich auf neue Menschen und eine neue Umgebung einstellen. Was Heimat bedeutet, dass wusste ich als Kind gar nicht so richtig.

Und das Gefühl von Angst?

Ja, Angst, die ich wahrscheinlich von den Erwachsenen unbewusst übernommen habe. Meine Mutter hat mir später erzählt, dass mein Bruder und ich, wir waren zwei und drei Jahre alt, unter dem Tisch gesessen und Bombenangriff gespielt haben. Es ist schon interessant, wie Kinder so was umsetzen und verarbeiten. Aber ich hatte panische Angst vor Gewittern, als ich klein war, und war auch später noch immer starr vor Entsetzen, wenn irgendwo Sirenengeheul losging, weil z. B. in einer Fabrik die Mittagspause beginnen sollte. Und dann ist für mich rückblickend noch eines sehr interessant. Ich bin 1962 nach Berlin zum Studium gegangen, das war kurz nach dem Bau der Mauer und der Berlin-Krise, und da habe ich nachts häufig Alpträume mit Flugzeugen bekommen, die mich irgendwie bedrohten.

Zum Abschluss noch folgendes. Das, was mich persönlich, aber auch die ganze Familie, sehr belastet hat, war das Schweigen über die Vergangenheit. Dazu gab es auch einigen Grund. Mein Vater war Parteimitglied, er war Redakteur eines bekannten Musikverlages. Er ist sehr krank und angeschlagen aus dem Krieg zurückgekehrt. Meine Mutter hat mir später erzählt, dass sie ihn auf der Strasse gar nicht wieder erkannt hatte. Ihm wurde nach dem Krieg in dem Verlag gesagt, dass er nicht auf seine alte Stelle zurückkommen könne.

Ich hatte zum Glück in der Schule und im Umfeld der Schule einzelne Personen, die mir als Kind die Augen über die unmittelbare Vergangenheit geöffnet haben. Gar nicht mal so sehr die GeschichtslehrerInnen, sondern eher im Fach Deutsch. Da gab es zum Teil Lektüre, die sehr an meine eigenen Erfahrungen anknüpfte. Das war überaus wichtig für mich und das hat mir vielleicht auch die Kraft gegeben, das Schweigen bei uns zu Hause, das gar nicht zu durchbrechen war, insbesondere von meinem Vater, zu ertragen. Das Schweigen bezog sich auch nicht nur auf die Kriegs- und unmittelbare Vorkriegszeit, sondern es betraf gleich das ganze Leben meines Vaters mit. Das war bei meiner Mutter zum Glück nicht so extrem. Aber im Grunde genommen hat auch sie uns heranwachsenden jungen Menschen, obwohl sie selbst Lehrerin war, wenig Möglichkeiten gegeben, sich dessen bewusst zu werden und damit auseinander zu setzen, was überhaupt und auch mit unserer Familie passiert war.

Eines möchte ich in diesem Zusammenhang noch erwähnen. Es gab in Köln einen Schülerfilmclub. Das haben irgendwelche agilen Jungs aus einem Gymnasium organisiert. Die Schulen waren ja damals in Köln noch für Jungen und Mädchen getrennt. Und die Schüler des Gymnasiums versuchten nun auch in meiner Schule für den Filmclub zu werben. Da konnte man sich für ungefähr 50 Pfennige Filme ansehen. In diesem Rahmen habe ich um 1957 den Film „Nacht und Nebel“ [von

Alain Resnais] gesehen, der bei mir damals das blanke Entsetzen ausgelöst hat. Und schwierig war es, mit dem Entsetzen allein zu bleiben.

Hat man sich irgendwann auch die Frage nach der Schuld an dem Krieg gestellt? Wurde darüber in der Familie gesprochen? Oder wo wurdest Du damit konfrontiert?

Barbara Martin: In der Familie wurde im Grunde genommen nie darüber gesprochen. Nur wir Kinder haben solche Fragen gestellt.

Hat die Frage nach der Schuld und das Sprechen darüber, was Deine Mutter zum Beispiel erlebt hat, bei Dir etwas bewegt?

Barbara Martin: Ja natürlich. Die Schuld, die mein Vater auf sich geladen hatte, hat mich schon bewegt. Er war Kriegsberichterstatter in Frankreich, dann in der Sowjetunion, in der Ukraine, und ich weiß im Einzelnen nicht, was er dort getan und erlebt hat. Aber ich bin sicher, dass er gerade als Kriegsberichterstatter einiges mitbekommen hat. Nach dem Krieg ist dann seine ganze Ideologie zusammengebrochen. Das, was Deutsche getan haben, muss ihm später auch irrsinnige Schuld- und Schamgefühle verursacht haben. Ich finde es rückblickend sehr interessant, dass es nie Situationen gegeben hat, wo er mal aus diesem Schweigen ausgebrochen ist, durch die Fragen von uns Kindern ausgelöst oder dass er selbst mal das Bedürfnis dazu gehabt hätte. Es ist mir schwer verständlich, dass sich ein Mensch so einpuppt und das über Jahre und Jahrzehnte. Ich habe dann mit ihm, als ich 20 Jahre alt war, gebrochen. Und ich habe es bis dahin nicht ein Mal erlebt, dass er aus seiner Rolle herausgekommen wäre.

Du bist jetzt 66 Jahre alt, beeinflusst Dich das heute noch?

Barbara Martin: Es hat mich immer beeinflusst. Meine Entscheidung zu meinem Studium und meine Berufstätigkeit später - alles hat irgendwie damit zu tun. Du weißt, dass auch der Krieg in Bosnien mich irrsinnig betroffen gemacht hat und natürlich kam das auch durch meine eigenen Erinnerungen an den Krieg.

Gibt es Fragen, die Du an Begzada stellen möchtest?

Barbara Martin: Da ich jetzt einiges über meinen Vater erzählt habe, hätte ich die Frage, was passiert eigentlich mit den Menschen während des Krieges? Ich war ja viel zu jung während des Krieges, um sagen zu können, was mit mir passiert ist. Aber zum Beispiel mit meinem Vater oder mit meiner Mutter, was ist mit denen passiert? Bei meinem Vater denke ich, der hat eigentlich jede Fähigkeit, fröhlich oder unbekümmert zu sein, verloren. Er konnte auch nicht ertragen, dass wir Kinder mal so richtig ausgelassen waren und gelacht haben und lustig waren. Mein Vater wurde dann immer wahnsinnig wütend. Ich habe selbst mitbekommen, dass Krieg die Menschen sehr verändern kann. Hast Du das auch bei deinen Eltern, Geschwistern oder in Deiner näheren Umgebung festgestellt, welche tief greifenden psychischen Veränderungen mit den Menschen passiert sind?

Begzada Alatovi □: Ja, auf jeden Fall. Ich habe eine große Familie, fünf Geschwister und alle haben ihre eigenen Erlebnisse an verschiedenen Orten gehabt. Einige waren

in verschiedenen Lagern, einige waren zu Hause. Eine Schwester hat ein ganz normales Leben gehabt und vom Krieg kaum etwas mitbekommen, während eine andere Schwester im Lager war, meine Zwillingsschwester und meine Eltern waren auf der Flucht. Also es war sehr unterschiedlich, was wir erlebt haben und somit sind natürlich auch die Veränderungen der Menschen sehr unterschiedlich. Ich persönlich war früher ein sehr fröhlicher Mensch und habe sehr viel gelacht, aber jetzt gibt es nur sehr wenige Momente, in denen ich richtig lachen kann, obwohl ich in einer Situation bin, in der ich mich sicher fühlen kann. Ich habe ein Zuhause, mein Sohn kann zur Schule gehen und er kann lernen, was er will. Das sind große Vorteile und ich bin auch sehr glücklich darüber, aber ich kann trotzdem nicht lachen. Es kommt so selten vor, dass es selbst meinem Sohn auffällt, wenn ich dann doch mal lache. Das ist etwas, was sich bei mir sehr verändert hat. Mein Vater konnte es erst einmal gar nicht begreifen, dass der Krieg bei uns ausbrechen konnte. Er hatte immer viele Kontakte zu allen möglichen Nationalitäten und konnte es lange Zeit nicht glauben, dass diese jetzt Feinde wurden. Er war sehr deprimiert darüber. Er war auch in Deutschland als Flüchtling, ist aber bei der ersten Gelegenheit zurückgekehrt. Unsere Stadt war ein Pilotprojekt, dorthin konnte man so ziemlich als erstes wieder zurückkehren. Als er dann dort war, hat er nach ein paar Tagen einen Hirnschlag bekommen, wohl auch weil er das alles nicht glauben konnte, was dort geschehen war.

Hast Du eine Frage an Barbara?

Begzada Alatovi: Ja, ich hätte da eine ganz konkrete Frage. Ich weiß ja, dass Barbara ein Patenkind in Bosnien hat. Sie unterstützt ein Projekt dort. Ist es ein Gefühl, dass Sie den Kindern dort das geben wollen, was Sie selber nicht bekommen haben, aber dringend gebraucht hätten?

Barbara Martin: Ja, das hat sicherlich auch mit meinen Kriegserlebnissen zu tun. Aber was Du nicht weißt, Begzada, ist, dass ich mit 9 Jahren für drei Monate nach Holland eingeladen wurde, zu einer holländischen Familie. Das war im Rahmen einer Aktion, die sich von 1948 bis 1950 hingezogen hat. In dieser Aktion haben holländische Familien ca. 70 000 Kinder aus Österreich, Deutschland, Ungarn und Frankreich bei sich aufgenommen. Ich war damals natürlich noch sehr jung ist, um so lange von zu Hause fort zu sein. Ich bin wunderbar aufgenommen worden dort, von einem Pfarrer-Ehepaar, die sich selber immer Kinder gewünscht und später auch einen Sohn bekommen haben. Ich erinnere mich heute noch mit ganz viel Liebe und großem Respekt an diese Leute, gerade an den Pfarrer. Wahrscheinlich deshalb, weil mein Vater überhaupt nicht zugänglich war. Und dieser Pfarrer und seine Frau haben sich ganz viel mit mir beschäftigt, gespielt, gebastelt und auch viel mit mir gesprochen, obwohl sie selbst sehr viel zu tun hatten. Um noch eins draufzusetzen: Dieser Mann war - was ich erst 50 Jahre später erfahren habe - von den Deutschen zur Zwangsarbeit nach Potsdam gebracht worden, und trotzdem gehörten sie zu den Menschen in Holland, die ein deutsches Kind für eine Zeit lang bei sich aufgenommen haben.

Was die Patenschaft für ein bosnisches Kind betrifft, da kann ich nur sagen, dass die 3 Monate bei der holländischen Familie dabei eine ganz große Rolle spielen. Mit dem TAZ-Redakteur Henk Raijer zusammen habe ich dann 50 Jahre später versucht, diese Familie ausfindig zu machen. Der Pfarrer war leider schon tot, aber seine Frau lebte

noch. Ich habe sie dann besucht, und das war ein ganz herzliches Wiedersehen, es war wunderbar.